



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum
„Wiesbadener General-Anzeiger.“



No. 32.

Wiesbaden, den 6. August 1896.

I. Jahrgang.

Raison-Junggesellen.

Humoreske von H. Savorat.

(Nachdruck verboten.)

Vor etwa zwei Monaten war's.

Sie saßen im letzten Zimmer des Kaffeehauses und spielten Karten. Der Eine, der gerade gute Blätter bekommen hatte, fand zu der Bemerkung Zeit:

„Was machen wir heute Abends?“

„Also auch Du auf freien Füßen?“

„Na, wenn man sich das ganze Jahr plagt, kann man seiner Frau schon ein bißchen Erholung gönnen“, erwiderte er, seine Karte ordnend.

„Eine alte Weisheit“, brummte der Andere, ärgerlich darüber, daß er nicht zu Stiche kommen konnte.

Die Partie dauerte an diesem Abend länger als bei normalen Anlässen. Die kurze Sommerfreiheit, die den Männern gegönnt ist, pflegen sie auch würdig auszunützen. Und die erste Ueberschreitung ist in der Regel eine ungebührliche Verlängerung der Kartenpartie.

Das Spiel war zu Ende. Die Gewinner stellten gleichmäßig die Höhe ihrer Gewinne fest und die Verlierenden sahen einer besseren Zukunft hoffnungsfroh entgegen.

„Das ist ein Leben — langweilig in seiner ewigen Abwechslung, grau vor lauter bunten Farben, eintönig —“

„Bemüh' Dich nicht weiter, für einen Stroh Wittwer schon genug gesprochen! Uebrigens nicht verzweifeln, ich garantire Dir, daß wir es nicht zu arg treiben, die Grenzen müssen eingehalten werden und wir dürfen nie vergessen, daß wir solide Ehemänner von besten Principien sind.“ „Meine Herren, einen Vorschlag!“ rief da einer der Runde, „ich bin für eine Regelung unserer Freiheit, für ein Programm . . .“

„Hört, hört“, ertönten einige Stimmen.

„Wir gründen, meine Herren, einen Club der Stroh Wittwer, einen wohlorganisirten Verein, wie ihn die Großstadt noch nicht gesehen hat. Alles wird zu uns strömen, jeder Strohmann wird den Ehrgeiz verspüren, in unsere glänzenden Reihen aufgenommen zu werden.“

„Bravo — bravo — gute Idee“, klang es von allen Seiten. Es meldet sich kein einziger Opponent.

„Wir wählen“, fuhr der Anreger dieser Hebung

des Vereinslebens fort, „einen Präsidenten und einige Ehrenmitglieder und bestimmen dann die Statuten.“

Man war damit einverstanden. Zum Präsidenten wurde Herr Golz, der geistige Vater der Club-Idee, gewählt. Er war ja auch der Leichtsinngigste und Erfahrenste von Allen.

Ehrenmitglieder wurden einige Herren, deren Lebensweg mit mehreren kühnen Thaten gepflastert war und die in Folge ihrer tiefschwarzen gefärbten Vergangenheit auf diese Stellungen begründeten Anspruch hatten.

Dann schritt man an die Feststellung der Statuten. Das Alles geschah im Kaffeehause. Ein großer Tisch mit Marmorplatte fungirte als Amtstisch, die Präsidenten-glocke entlieh man vom Buffet und die hohe Position des Präsidenten, als des obersten „Anführers“ wurde dadurch angedeutet, daß er auf dem Sammtsofa sitzen durfte. An seiner Seite nahmen die drei Ehrenmitglieder Platz, die unternehmungslustig ihre Schnurrbärte emporzwirbelten und mit unheimlicher Geschwindigkeit ihre Ehre in die Westentaschen verschwinden ließen. Um den Tisch saßen die anderen Theilnehmer mit feierlichen Gesichtern. Sie wußten, was sie ihrer Würde als Mitglieder eines auf der Höhe der Zeit stehenden Stroh-wittwerclubs schuldig waren.

Der Präsident erhob sich, vor ihm lagen einige Bogen weißes Papier und zwei gespitzte Bleistifte.

Er dankte in wohlgeordneter Rede für das ihm zu Theil gewordene — Vertrauen, das er natürlich nach Kräften zu mißbrauchen bemüht sein werde.

Und nun schritt er an die Feststellung der Vereinsstatuten. Er improvisirte die einzelnen Paragraphen ohne Stocken, als ob er in einschlägigen Gründungen eine jahrelange Uebung gehabt hätte. Und er sprach alles mit entsprechend dunkel gefärbter Stimme. Ruhig lauschte die andächtige Versammlung seinen Worten:

„Wir gründen am heutigen Tage den Verein „Strohfeuer“.“

Zweck des Vereins ist, die Lebenslust der Ehesclaven und Ehekrüppel während der Sommermonate zu heben, Jedermanns Pantoffel zu lockern, kurzum eine Pause im drückenden Joche der Ehe herbeizuführen.

Im Clublocale dürfen Aussprüche, wie: „meine bessere Hälfte“, „mein zweites Ich“ oder ähnliche

Umschreibungen seines legitimen Eheverhältnisses nicht gemacht werden.

Dawiderhandelnde müssen eine Flasche Champagner zahlen.

Wenn die geliebte Gattin aus dem Bade um Zuschuß schreibt, so darf kein Mitglied des Vereins um diesen Betrag angepumpt werden.

Wenn die Gattin eines Mitgliedes zu früh nach Hause zurückkehrt, sind dem Betreffenden die letzten Ehren zu erweisen."

Es ist unmöglich, hier alle Paragraphen anzuführen, ihre Zahl erreichte eine schwindelnde mathematische Höhe. Die Rechte und Pflichten jedes Mitgliedes wurden genau umgrenzt, ebenso wurden besonders präcise Bestimmungen den Mitgliedsbeiträgen und Strafgeldern zu Theil. Selbstverständlich mußte Alles zu Händen des Präsidenten erlegt werden. Ebenso nahm dieser sofort an demselben Abend sämtliche Eheringe in Gewahrsam, da der landesübliche Aufenthaltsort, die Westentasche, ihnen, den Mitgliedern eines wohl organisirten Clubs, unwürdig erschien.

Das statutarisch geordnete Leben muß den Mitgliedern wohl angeschlagen haben. Sie sahen Alle so gut aus, als ob sie Vandlust geathmet hätten. Jeder hatte die obligate Blume im Knopfloch und verabsäumte nicht, wenn er in's Kaffeehaus trat, der Cassierin erst einige freundliche Worte zu sagen.

Zu den Vereinsitzungen kamen sie pünktlich. Jeder hatte irgend ein Abenteuer zu erzählen. Die Abende gestalteten sich sehr lustig. Es flossen zahlreiche Straf-gelder zusammen, so daß der Champagner in „Eströmen“ fließen konnte. Am meisten erfreut über diese Vereinsgründung konnte daher der Cafetier sein.

„Du, ich glaube, unser Verein hat doch gar keine Existenzberechtigung, es gibt ohnedies schon so viele Vereine in unserer Stadt,“ ließ sich eines Abends einer vernehmen.

„Ah, also Deine Frau kommt schon zurück?“ meinte ein Anderer verständnißinnig.

„Nein, wirklich deshalb nicht. Und übrigens kommt sie noch gar nicht zurück“, verteidigte sich der Unzufriedene.

Keiner wollte recht mit der Farbe herausrücken. Und die Gefahr nahte von Tag zu Tag. Die Ankunft der theueren Ehehälfte war bereits avisiert. Ein Antrag auf Auflösung des Vereines wäre jedem Mitgliede aus der Seele gesprochen gewesen. Aber keiner von den verheiratheten Junggesellen hatte den Muth, das erlösende Wort zu sprechen. Ein unerhörtes Ereigniß sollte dieser glücklichen Vereinsbildung ein Ende bereiten. Eines Tages spielte sich folgende aufregende Scene im Club-locale ab:

„Weißt Du schon davon?“

„Was ist denn geschehen?“

„Also sprich, ist Deine Frau schon angekommen?“

„Ah, viel Aergeres, es ist schrecklich. Wer hätte das von ihm gedacht?“

„Von wem hätte man was gedacht? Ich bitte Dich, sprich etwas deutlicher.“

„Nun, unser lieber Präsident ist durchgegangen.“

„Mit einer — Anderen?“

„Das weiß man noch nicht.“

Ein Duzend Herren griff in diesem Augenblick

unwillkürlich an die Hand. Die Eheringe — sie fehlten. Man hätte die entsetzten Gesichter sehen sollen.

„Na, ich habe dem Menschen nie recht getraut,“ meinte der eine.

„Er hat in letzterer Zeit beim Kartenspiel viel Geld verloren.“

„Ja, auch an der Börse soll er speculirt haben.“

„Wer weiß, wo er die Ringe verpfändet hat.“

„Na, was werden wir jetzt nur anfangen — ohne Eheringe?“ jammerte das Collegium, wie der Chor einer Operette.

Da stürzte athemlos ein Ehrenmitglied in's Zimmer.

„Wir sind gerettet,“ rief er freudig aus. „Otto schreibt mir soeben aus Ostende, daß er auf telegraphischen Wunsch seiner Frau hinreisen mußte, um sie abzuholen. Er schickt mir gleichzeitig die Schlüssel zur Vereinscasse.“

Ein „Ah“ der Erleichterung erklang gleichzeitig aus einem Duzend Kehlen, daß man es in den Nebenräumen des Kaffeehauses hören mußte.

Mitten in dieser Erleichterung vergaß der Verein ganz darauf, sich der schrecklichen Thatiache zu schämen, daß gerade der Präsident seine Frau selbst nach Hause holte. Und so etwas hatte man an die Spitze der herrlichen Vereinsblüthe gestellt!



Polizeiraths Jagd:

Humoreske von Friedrich Schreiber.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung statt Schluß.)

Nach einer angenehmen Fahrt in der frischen Morgenluft langte der Polizeirath bei dem Gutbesitzer Schmidt an; schnell wurde ein Frühstück eingenommen, die Gewehre besichtigt, von denen sich unser Freund ein Centralfeuer-Gewehr aussuchte, die Jagdpfeifen gestopft und hinaus ging es in das Feld, das im Morgentau glänzte. Dem angehenden Nimrod wurde das Herz weit; die kühle Septemberluft strich ihm um Haupt und Brust, die Lungen dehnten sich, das Auge ergöhte sich an dem durchsichtigen Himmelsblau und den glitzernden Gräsern, aus der Forst drang der verhallende Schall einer Holzart, sonst Ruhe überall. Der Polizeirath war entzückt, nach langer Zeit hatte er, der in einer kleinen Provinzialstadt seine Kindheit verlebte hatte, endlich Gelegenheit, Feld und Flur zu begrüßen; er freute sich, seiner Frau gegenüber so standhaft und nicht wankend geworden zu sein in seinem Entschlusse.

Jetzt waren sie an ein umfangreiches Kartoffelfeld gelangt, wo nach des Gutbesitzers Ansicht Hühner lagen. Sie trennten sich und gingen in bedeutender Entfernung von einander an den Grenzen des Feldes entlang. Der Polizeirath hatte den besten Hühnerhund seines Gastfreundes bei sich, wenigstens versicherte Schmidt ihm, daß so eine feine Nase, wie die seines Nero, auf hundert Meilen in der Runde nicht zu finden sei.

Pohl hatte sein Gewehr unter den Arm genommen, wie er seinen Wirth hatte thun sehen; still und vorsichtig

Schritt er dem Hunde nach, bis dieser stehen blieb, den seinen Kopf mit dem herrlichen Behang langsam hob, die Nase vorstreckte und mit der Rute wedelte. Pohl streichelte ihn, erfreut über die Zutraulichkeit des Hundes, sein glänzendes Fell, krauselte ihm den Behang und ging, als Nero noch immer keine Miene machte, von der Stelle zu weichen, allein weiter.

Brrr — ein ganzes Volk Rebhühner stieg in kurzer Entfernung vor ihm auf; erschrocken blieb er stehen und dachte gar nicht an die Flinte in seinem Arm. Wo waren die Vögel nur geblieben? Es war doch zu schnell gegangen, das Auf- und Davonspringen; da tönte von seinem Nachbar her ein Schuß herüber, und zwei Hühner sanken zur Erde. Der Polizeirath fing an, sich zu ärgern, er hätte ebensoviel geschossen, wenn er nicht durch den dummen Hund abgehalten wäre; bleibt dies unverständige Thier gerade vor seinen Füßen stehen, um sich von ihm lieblos zu lassen; das sollte er nur noch einmal probiren.

Wieder ging Nero vor ihm her, um nach zehn Minuten richtig wieder stehen zu bleiben und ihn anzuwedeln; ein Fußtritt ließ ihn jämmerlich aufschreien; brrr — wieder stieg ein Volk Hühner vor ihm auf, ohne daß er zum Schuß kam. Dieser verdammte Rötter, wahrhaftig, er mußte ihm noch einen Fußtritt versehen! doch Nero, das drohende Unheil ahnend, klemmte den Schwanz zwischen die Beine und lief, ohne sich umzusehen, dem Gutshofe zu. Der Polizeirath athmete erleichtert auf, jetzt war er den Störenfried los, jetzt konnte die Jagd beginnen. Er ging vorsichtig eine Kartoffelfurche entlang, von drüben tönte wieder ein Schuß und noch einer, und wieder waren zwei Hühner seinem Begleiter zur Beute geworden.

Nur Gebuld, auch an ihn wird jetzt die Reihe kommen; da, jetzt ertönt vor ihm jenes Geräusch, das ihn zuerst so erschreckt hatte, schnell ist die Flinte an die Wache gerissen, er brüdt los, aber kein Schuß ertönt, befremdet blickt er auf das Schloß: o weh, er hat im Jagdeifer ganz das Spannen der Hähne vergessen.

Noch ein zweites Mal kam unser Freund zum Schuß, aber stets zu spät, die Hühner flogen ihm zu schnell; ja, wenn er vorher gewußt hätte, wo sie lagen, aber bevor er anlegen konnte, waren sie in sicherer Entfernung. Mißmutig kehrte er nach mehreren Stunden zu dem Jagdherrn zurück.

„Wo ist denn Nero?“, fragte dieser.

Der Polizeirath erzählte, wie es ihm ergangen sei. Schmidt lächelte etwas verlegen.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Polizeirath, daß ich darnach frage, sind Sie schon je auf Hühnerjagd gegangen?“

„Nein, noch niemals“, erwiderte Pohl offen.

„Nun, dann trage ich die Schuld an Ihrem Jagd-unglück; ich hätte Sie gleich zu Anfang darnach fragen und instruiren sollen; haben Sie nicht gefunden, daß Sie nur deshalb nicht zum Schuß kamen, weil Sie die Nähe der Hühner zu spät bemerkten?“

„Jawohl, natürlich“, bestätigte Herr Pohl.

„Sehen Sie, dafür hatte ich Ihnen meinen Nero mitgegeben; sein Stehenbleiben, sein Wedeln sollte Sie auf die Hühner, die er mit seiner Nase „angezogen“ hatte, wie der Jäger sagt, aufmerksam machen; hätten Sie sich nun schußbereit gehalten, dann hätte Nero auf einen Wink von Ihnen die Hühner aufgejagt, die in der kurzen Entfernung ein nicht zu verfehlendes Ziel bieten. Na, darum keine Feindschaft, für jetzt wollen wir die

Hühnerjagd ruhen lassen und nach Hause gehen, um rechtzeitig zu Tisch gehen zu können. Dann legen Sie sich ein Stündchen aufs Ohr, und Nachmittags gehen Sie auf den Rehböck; sehen Sie dort drüben jene Waldecke? Dort ist der Anstand; ich habe ein Loch graben und es mit grünen Zweigen überdachen lassen, so daß Sie ganz bequem darin sitzen können. Der Wind steht ausgezeichnet und es müßte ja nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn Sie den Bock nicht erlegten.“

Die Herren hatten die Flinten auf den Rücken geworfen und den Landweg, der in den Gutshof führte, gewonnen. Herr Pohl war etwas niedergeschlagen, erstens wegen des Mißerfolges und dann wegen der Behandlung, welche er dem armen Nero hatte angedeihen lassen.

Der Gutsherr sah ihm seine trübe Stimmung an und that das Mögliche, ihn ihr zu entreißen.

„Sehen Sie dort die Weidenbüsche? Das ist das sogenannte Luch; ein Wassertümpel, kaum so groß wie mein Hof, aber der Lieblingsaufenthalt von den wilden Enten, die vom Fluß herüberziehen und dort einfallen. Wenn Sie heute Mittag auf den Anstand gehen, verfehlen Sie nicht, einen Blick ins Luch zu thun; er könnte sich lohnen.“

Die Mittagstafel war reich besetzt, der Wein trinkbar, die Unterhaltung animirt und unser Polizeirath bald wieder in guter Laune. Was lag schließlich auch an ein paar armseligen Rebhühnern? Wenn er nur den Rehböck heute Abend bekäme? Doch der war ihm nach der Darstellung des Herrn Schmidt so gut wie gewiß; vielleicht schoß er sogar noch eine Ente — hurrah, wie stolz sollte sein Venchen auf ihren Otto als Jäger werden.

Wenn ein gutes Gewissen ein sanftes Ruhekräftchen ist, so hatte Otto Pohl ein ausgezeichnetes Gewissen; er schlief bis nach Sonnenuntergang. Erschrocken über die schon herrschende Dämmerung sprang er von seinem Lager auf und eilte die Treppe hinunter, gerade seinem Wirth in die Arme, der ihn wecken wollte. Nachdem dieser ihn noch über den Weg unterwiesen, marschirte der Polizeirath ab. Seine Flinte hatte Schmidt bereits geladen und zwar den einen Lauf mit Rehpfeilen, den andern mit Nr. 5.

In einiger Entfernung vom Gehöfte sah er Nero umherbummeln; ob er sich wieder mit ihm ausöhnte? Seine Schulbigkeit war es sicherlich. Er pfiff dem Hunde, und wirklich kam dieser nach anfänglichem Zögern und unter furchtsamen Geberden herangefrohen. Pohl gab ihm nun viele gute Worte, streichelte und schmeichelte, so daß schließlich der Friebe geschlossen wurde und Nero vergnügt an ihm emporprang. Selbstverständlich begleitete er unsern Freund und jagte vor Freuden in großen Bogen im Felde umher. Der Polizeirath war stehen geblieben, um sich eine Cigarre anzustecken; da ließ sich zu seiner Rechten ein Ton hören, der ihn unbeweglich still stehen hieß, so daß er sich an dem ruhig weiterbrennenden Streichhölzchen die Finger verbrannte.

„Pat, Pat, Pat,“ klang es in geringer Entfernung zu ihm herüber; zwar kamen diese Naturlaute nicht aus dem ziemlich entfernt liegenden Luche, sondern von links her, wo ein kleiner von Gestrüpp umfriedigter Teich lag.

„Die Enten“ murmelte Pohl. Vorsichtig spannte er den Hahn des mit Nr. 5 geladenen Laufes und schlich sich hochklopfenden Herzens an den Teich. Kein Indianer konnte auf dem Kriegspfade vorsichtiger auftreten, kein Tiger sein Opfer schlauer beschleichen wie er; ging

es in gebückter Stellung vor, dann, als ihm das Buschwerk nicht mehr hinlängliche Deckung zu gewähren schien, kroch er auf allen Vieren heran. O, er war nicht umsonst Garbeschütze gewesen.

Und nun hatte er auch den herrlichen Lohn seiner Um- und Vorsicht; in einer Entfernung von 20 Schritt unter den herunterhängenden Zweigen eines Weidenbusches patzelte und watschelte es, mindestens 10—15 Enten saßen auf einem Klumpen und schnabulierten, schwagten und schmagten. Der Polizeirath hob leise das Gewehr, Nero, der zu ihm herangekommen war, hatte sich ruhig neben ihn gesetzt. Schon hatte Pohl das Gewehr bis zur Wacke gebracht, da überfiel ihn ein derartiges Hergeschloffen, ein förmliches Jagdfieber, daß er wieder absetzen mußte. Die Enten ahnten nicht das Geringste von der Nähe ihres furchtbaren Feindes, vergnügt schwammen und tauchten sie, jagten und bissen sich, als gäbe es auf der Welt keine mordgierigen Jäger. Da donnerte ein Schuß und zwei der schönsten und kräftigsten von ihnen mußten ihre Harmlosigkeit mit dem Leben bezahlen; die übrigen erhoben sich schwersällig und zogen mit jammernndem Geschrei von bannen. Nero sprang wie electrifizirt ins Wasser und brachte dem glücklichen Schützen seine erste Jagdbeute; frohlockend hing er sie an die von Schmidt entlehene Jagdtasche und ging stolz wie ein Sieger jener Waldbede, wo der Rehbock vorüberwechselte, zu. Ein ungekanntes Hoch, gefüllt schwellte seine Brust; wer hätte aber auch gedacht, daß er sich als ein so sicherer Schütze, ein so firmer Jäger entwickeln würde; jetzt waltete kein Zweifel bei ihm ob, daß auch der Rehbock ihm zum Opfer fallen würde, wenn er überhaupt kam. Nero war ihm gehorsam gefolgt; Pohl überlegte, was er mit dem Hunde anfangen sollte; war es nothwendig und gebräuchlich, ihn mit auf den Anstand zu nehmen? Nun, sicher doch, wozu hielt der Jäger sich sonst Jagdhunde? Auf Hühner allein waren sie sicher nicht abgerichtet, sie mußten doch auch auf Rehböcke dressirt sein.

Leicht fand er den Stand; er setzte sich in das Loch, seine Flinte krampfhaft mit beiden Händen in die Höhe haltend, mit jeder Sekunde bereit, das tödtliche Blei auf den Vock zu entsenden. Doch Minute auf Minute verrann und Nichts ließ sich blicken; vor ihm lag eine kleine Waldbüschel, in welche die von ihm besetzte Ecke hineinragte, so daß er das Terrain rechts und links von sich genau übersehen konnte. Die Dämmerung nahm immer mehr zu; Pohl waren die Arme von dem beständigen Hochhalten des Gewehrs lahm geworden, so daß er gezwungen war, dasselbe abzusetzen und auf den Schooß zu legen. Wo mochte nur Nero geblieben sein? Noch beim Abbiegen vom Wege nach dem Waldrande hatte er ihn hinter sich gesehen, später aber sich nicht mehr um ihn bekümmert; wahrscheinlich hatte Nero dem Frieden nicht recht getraut und war nach Hause gelaufen. Wohl ihm, der Polizeirath hätte auch garnicht gewußt, wo er den Hund in dem engen Loch hätte unterbringen sollen.

(Schluß folgt)



Allelei Humoristisches.

So kommt es.

„Was sind denn Herrn Müller seine sechs Kinder?“

„Nun, die eine Tochter Professor, die andere Amtsrichter und die letzte Doctor der Medicin. Von den Söhnen leitet einer ein Atelier für Damenschneiderei, der andere ist Koch und der letzte hat eine Dampfwaschanstalt!“

Zungenprobe.

Herr (zu seinem Tischnachbar im Restaurant): „Warum sagen Sie beim Trinken fortwährend ‚Eulalia‘?“

„Ach, das thut ich nur, um zu probiren, ob ich noch nicht zu viel habe; so lange ich das noch deutlich sagen kann, bin ich nüchtern!“

Zwangslage.

Erster Gauner: „Was, bei dem Rechtsanwalt Quasler willst Du einbrechen, der eben durch seine glänzende Bertheidigung Deine Freisprechung erwirkt hat?“

Zweiter Gauner: „Gerade deshalb. Der hat mich als so'n unschuldiges Wesen hingestellt, daß er keine Anzeige erstatten wird, um sich nicht zu blamiren.“

Zutreffend.

Kunde: „Was ist denn das für ein dickes Buch?“

Weinhändler: „Darin mache ich fortlaufende Einträge über Bestand und Beschaffenheit meiner Weine!“

Kunde: „Also gewissermaßen ein — Taufregister!“

Verplappert.

Erste alte Jungfer: „Wissen Sie was, liebe Freundin, ich habe schon oft mit Schrecken daran gedacht, ob nicht die Zahnärzte, wenn sie einer Patientin Gas geben, die Frechheit besitzen, die Bewußtlose zu küssen. Der Gedanke schon ist entsetzlich!“ — Zweite alte Jungfer: „Ja, und das Entsetzlichste dabei ist, daß man gar nichts von den Küssen merkt!“

Höchste Prokelei.

Herr (in der Badeanstalt): „Warum steht denn hier ein Feuer- und diebesicherer Cassaschrank?“ — Badediener: „Den hat unser Herr Commerzienrath aufstellen lassen, damit er während des Badens sein Portemonnaie ablegen kann!“

Unangenehm.

Richter: „Berühten Sie den Diebstahl ähnlich, wie ich ihn soeben schilderte?“ — Dieb: „Na, net so praktisch! Ihr ‚Method‘ werd' i für die Folg' aber anwenden!“

Vorsorglich.

„Warum prügeln Sie denn Ihren Buben?“ — „Er bringe morgen sein Schulzeugniß, ich aber muß in aller Frühe verreisen!“

Splitter.

Nerven sind Telegraphendrähte, mit denen die Frauen gern nach dem Portemonnaie ihres Mannes telegraphiren.

Romanphrase.

... Spät kam er zu Hause an. — Dann ließ er sich noch drei Eier bringen und versank halb darauf in dumpfes Brüten.

Modern.

Emma: „Mein Bräutigam ist zu lieb und gut gegen mich ... ich glaube wirklich — der heirathet mich noch!“

Unverdientes Ansehen.

A.: „Der Mann soll sehr viel für die Armen thun!“ — B.: „Leeres Gerede! Mir wollte er nicht 'mal seine Tochter zur Frau geben!“

Aus der Kaserne.

Sergeant: „Was machen Sie denn da oben?“ — Rekrut: „Ich will auf den Heuboden.“ — Sergeant: „Ja, haben Sie denn noch nicht gefrühstückt?“